

Experimente in der Ethik

Ein Forschungsbericht von Markus Christen

Die klare Trennung zwischen dem Normative und dem Faktischen gehört zum Selbstverständnis vieler Ethikerinnen und Ethiker. Diese Unterscheidung betrifft nicht nur argumentationslogische (Sein-Sollens-Fehlschluss, **David Hume**) und sprachanalytische (naturalistischer Fehlschluss, **George Edward Moore**) Aspekte, sondern findet ihren Widerhall auch im alltäglichen wissenschaftlichen Arbeiten. In der Dreiteilung deskriptive Ethik, normative Ethik und Metaethik würde sich wohl die große Mehrzahl der Ethiker in letzteren beiden Bereichen angesiedelt sehen, während die deskriptive Ethik – verstanden als eine „Beobachtungswissenschaft“, umgesetzt von Ethnologen, Moralpsychologen etc. – lediglich Hinweise über faktisch vorhandene Moralsysteme liefert, die die normative Arbeit auf einem oft nicht weiter spezifizierte Weise „informiert“.

Einmal abgesehen davon, dass diese Differenzierung der Geschichte der ethischen Theoriebildung nicht gerecht wird (siehe das nachfolgende Interview mit **Kwame Anthony Appiah**), so ist in jüngerer Zeit ein vermehrtes Interesse an einer so genannten „experimentellen Ethik“ beobachtbar: Forscher mit philosophischer Ausbildung (vorwiegend aus dem angelsächsischen Sprachraum) führen mit Probanden „ethische Experimente“ durch, um die dabei gewonnenen Informationen (auch) für ihre normative Theoriebildung zu nutzen. Derart gewonnene „Daten“ sind von Beobachtungsstudien (z.B. gewonnen in Form von Umfragen) oder Gedankenexperimenten (mittels Dilemmas, siehe unten) zu unterscheiden, da Experimente (im Sinn eines „Experimentalsystems“, **Hans-Jörg Rheinberger**) ein ungleich größeres Potential haben, den Gegenstand der Erkenntnis zu formen.

Dieser Beitrag untersucht die Nutzung ethischer Experimente, indem der Gegenstand solcher Untersuchungen und typische An-

wendungen aufgezeigt werden. Diese Forschungen können als Teil einer größeren Entwicklung in der Ethik insgesamt angesehen werden: einer zunehmenden Hinwendung zu empirischen Aspekten der Ethik (*empirical ethics*, **Bert Musschenga**). Die Bemühungen zur Vernetzung solcher Forschungen findet unter anderem seinen Ausdruck im kürzlich erschienenen Dreibänder „Moral Psychology“ von **Walter Sinnott-Armstrong**, der vorab Arbeiten amerikanischer Forscher vereint.

Moral agency als Forschungsgegenstand

Ein empirischer Zugang zur Ethik muss vorab klären, was ihr Erkenntnisgegenstand ist. Im umfassenden Sinn dürfte dies *moral agency* sein, die hier so verstanden wird, dass ein Verständnis des folgenden Satzes erreicht werden soll:

X ist aufgrund der Fähigkeiten {Y_n} im Kontext K ein moral agent.

Dieser Satz zeigt die Komplexität des Unterfangens, eine Theorie von *moral agency* zu entwickeln, indem jeder unterstrichene Satzteil auf miteinander verknüpfte Folgefragen verweist:

■ X: Welche Entität X soll als *moral agent* klassifiziert werden können? Diese Frage hat eine ontogenetische (ist ein Säugling bereits ein *moral agent*?), phylogenetische (sind gewisse Primaten *moral agents*?), pathologische (sind Demenzkranke noch *moral agents*?) und quantitative Dimension (sind Kollektive *moral agents*?).

■ Fähigkeiten: Welche Fähigkeiten {Y_n} sind als notwendig bzw. hinreichend zu bezeichnen? Inwieweit sind dies Fähigkeiten, über die X bewusst verfügt bzw. die er (oder andere, z.B. via Moralerziehung) entwickeln kann? Inwieweit sind gewisse Fähigkeiten

BERICHT

durch andere kompensierbar? Was ist der biologische Marker dieser Fähigkeiten?

■ **Kontext:** Wie sehen die strukturellen und zeitlichen Komponenten des Kontextes aus, in denen der *moral agent* agiert? Zu thematisieren sind beispielsweise der Zwangscharakter bestimmter Handlungssituationen oder die Genese eines Handlungskontextes.

■ **moral:** Wodurch ist die Moralität der jeweiligen Handlungssituation charakterisiert (z.B. welche Normen sind involviert)? Inwieweit muss X über diese Charakteristika verfügen können? Welche Begründungsstärke verlangt die jeweilige Handlung von X? Inwieweit ist „normative Kreativität“ erlaubt – also das Einbringen neuer moralischer Charakteristika (z.B. Normen) durch X?

■ **agency:** Wann wird ein Verhalten zu einer Handlung? Welchen Stellenwert haben hier Konzepte wie Willensfreiheit?

Zweifellos kann die Vielzahl dieser Fragen nie gemeinsam angegangen werden. Empirische Untersuchungen fixieren einige dieser „Parameter“, um andere zu bestimmen. In der Regel werden X (gesunde Menschen oder Personen mit spezifischen Hirnschäden als Versuchspersonen) und *moral* (z.B. durch die Festlegung des moralischen Stimulus) festgelegt, während $\{Y_n\}$ und *agent* (also z.B. das konkrete Verhalten) die „Messvariablen“ sind. Die Kontexte werden je nach Studie definiert oder thematisiert

Methodische Grundschwierigkeiten

Die empirische Erfassung von *moral agency* ist angesichts der Komplexität des Phänomens keineswegs trivial. Sie ist insbesondere mit dem Erfordernis verbunden, dass die Erfassung des Phänomens mit inhaltlichen Festlegungen im Hinblick auf das Moralsystem verbunden ist, anhand deren die Handlungen des *moral agent* bemessen werden soll. Dies ist insofern schwierig, weil sowohl definiert werden muss, welche Inhalte (beispielsweise: welche Normen) denn nun die Kernelemente des Moralsystems bilden sol-

len, als auch sich *moral agency* nicht notwendigerweise darin erschöpft, ob und bis zu welchem Grad der *agent* diesen Kernelementen folgt. So könnte gerade die begründete Ablehnung gewisser Normen (beispielsweise aufgrund gewandelter Kontexte) *moral agency* auszeichnen, so dass der Umgang mit diesen inhaltlichen Festlegungen ebenfalls Gegenstand des empirischen Interesses sein soll. Grundsätzlich gesehen kann deshalb sowohl die „Moralität“ des *moral agent* (inwiefern erfüllt der *agent* die Erfordernisse eines – mittels deskriptiver Ethik definierten – Moralsystems einer bestimmten Gesellschaft?) als auch seine „Ethizität“ (wie stellt sich der *agent* zu diesem Moralsystem?) Gegenstand einer „Moral-Messung“ sein. Eine umfassende Untersuchung müsste beide Aspekte erfassen. Dies stößt bei empirischen Studien aber sofort auf die Schwierigkeit, dass die Versuchsanordnungen schnell schwer beherrschbar wird und zu viele freie Parameter enthält, so dass das Experiment keine klare Aussage mehr erlaubt.

Methoden zur empirischen Bestimmung von *moral agency* müssten demnach Festlegungen sowohl hinsichtlich der Inhalte des Moralsystems als auch hinsichtlich des Umgangs mit diesem Moralsystem treffen. Eine gängige Strategie der Vereinfachung besteht darin, moralische Inhalte zu wählen, die möglichst unstrittig sind und in Kontexten präsentiert werden, die eine klare Interpretation zulassen – also beispielsweise ein Szenario, in dem Unschuldige bewusst und mit bössartiger Absicht verletzt oder getötet werden. Hier lässt sich aber fragen, inwieweit derart gewonnene Erkenntnisse über *moral agency* Auskunft darüber geben, wie *moral agents* sich gegenüber ethischen Fragen verhalten, die in aktuellen Gesellschaften diskutiert werden – also auf Fragen, die oft keine eindeutige Antworten kennen und gerade deshalb strittige Fragen sind.

Diese Überlegungen eröffnen ein breites Spektrum an Fragen, die hier nicht weiter erörtert werden können. Festzuhalten ist, dass Methoden empirischer Moralforschung nicht auf Festlegungen moralischer wie ethischer

BERICHT

Art verzichten können und die Kritik an bestimmten Methoden oft auf die Zulässigkeit dieser Festlegungen zielt. Nachfolgend wird anhand dreier methodischer Ansätze aufgezeigt, welche Festlegungen getroffen werden.

Absolute Moralskalen

Ein klassisches Verfahren zur Bestimmung von (Teilaspekten von) *moral agency* ist das Stufenmodell von **Lawrence Kohlberg**. Diese in den 1960er Jahren entwickelte Methode kann auf eine breite Rezeption zurückblicken und wird in den heutigen Studien meist kritisch betrachtet und nur selten angewendet.

Man kann die Methode als ein Verfahren verstehen, das eine absolute Moralskala (die Stufen 1-6) voraussetzt, wobei zusätzlich postuliert wird, dass diese Stufen während der Ontogenese eines *moral agent* in einer festen Sequenz durchlaufen werden, bis dann der *agent* auf einer bestimmten Stufe verharrt. Das Messverfahren besteht darin, dass dem Probanden Dilemmas vorgelegt werden und in einem strukturierten Interview erfasst wird, aus welchen Gründen der Proband sich für welche der vorgeschlagenen Varianten entscheidet. Das Auswertungsprotokoll macht dabei sowohl Festlegungen moralischer (durch Beurteilung der durch den Probanden verwendeten Normen) als auch ethischer (durch Bewertung, welche Gründe als „gut“ gelten) Art. Es erstaunt deshalb nicht, dass die am Stufenmodell geäußerte Kritik sich an diesen Festlegungen reibt. So wandte beispielsweise **Carol Gilligan** unter anderem ein, dass das Stufenmodell jene Aspekte, die in einer (weiblich geprägten) *care ethics* zentral sind, nur ungenügend erfasst. Dies ist ein Beispiel einer Kritik an ethischen Festlegungen.

Generell dürften Methoden, die eine absolute Moralskala benötigen, in einer pluralistischen Gesellschaft auf Skepsis stoßen. Dennoch ist für die meisten empirischen Untersuchungen der Bezug auf eine solche Skala nur schwer vermeidbar – nicht im Hinblick auf eine direkte Bewertung des *moral agent*

selbst, aber im Hinblick auf die verwendeten moralischen Stimuli, die vorgängig einem *rating* oder zumindest einer Klassifikation in „moralisch“ bzw. „nichtmoralisch“ unterzogen werden müssen.

Nutzung von Dilemmas

Die theoretische Schärfung bestimmter normativer Ethiken mit Hilfe von Dilemmas ist ein Standardverfahren der Ethik. Das Verfahren beruht darauf, ein Dilemma derart zu konstruieren, dass eine Handlungsalternative X des Dilemmas einer normativen Ethik A (z.B. utilitaristischer Art) und die andere Alternative Y einer normativen Ethik B (z.B. deontologischer Art) zugeordnet werden kann. „Zugeordnet“ meint, dass die jeweils aufgeführten Gründe für X oder Y sich auf Prinzipien oder Normen der normativen Ethiken A oder B stützen. Je nachdem, ob A oder B verteidigt werden soll, werden X oder Y so gewählt, dass die der „gegnerischen“ normativen Ethik zugeordnete Alternative kontraintuitiv ist, so dass die eigene Position geschärft wird.

Es liegt nahe, solche Dilemmas auch für empirische Untersuchungen zu verwenden, indem diese Probanden vorgelegt werden, die dann eine Wahl (X oder Y) zu treffen haben. Damit kann zweierlei untersucht werden: Zum einen erlauben die Antworten eine Zuordnung des *moral agent* zu gewissen normativen Ethiken, zum anderen kann untersucht werden, was genau mit „kontraintuitiv“ gemeint ist bzw. mit welchen inneren Prozessen diese (Kontra-) Intuition beim *moral agent* verbunden ist.

Hier sollen zwei grundlegende Bemerkungen hinsichtlich der mit diesen Dilemmas verbundenen Festlegungen folgen. Erstens ist oft nicht klar, inwiefern aufgrund eines solchen Experiments die „Zuordnung“ des *moral agent* zu einer bestimmten Ethik (z.B. der *agent* ist aufgrund seiner Antworten „Utilitarist“) gerechtfertigt ist. Offensichtlich nährt sich die Gleichsetzung einer Dilemma-Alternative X mit der normativen Ethik A aus einer langen, in der wissenschaftlichen

BERICHT

Ethik geführten Tradition hinsichtlich der Ausgestaltung und Verteidigung dieser Ethiken. Der *moral agent* selbst hingegen verfügt möglicherweise (oder vermutlich mit ziemlicher Sicherheit) gar nicht über diese Ethiken im Sinn, dass er beispielsweise seine Wahl von X als „utilitaristisch“ versteht. Kritiker verweisen darauf, dass die vorgängige Zuordnung von Alternativen ganzer Batterien solcher Dilemma-Tests zu bestimmten normativen Ethiken aus diesem Grunde gar nicht so eindeutig ist.

Zweitens ist mit der Feststellung, dass bestimmte Dilemma-Alternativen mit bestimmten Intuitionen verknüpft sind, die messbar das Wahlverhalten des *moral agent* ändern, das Phänomen der *moral agency* nicht ausreichend erfasst worden. Dies deshalb, weil damit noch nicht der Umgang des *moral agent* mit diesen Intuitionen ermittelt worden ist. Das experimentelle Setting verläuft auf einer kurzen Zeitskala (d.h. die Entscheidungszeit ist vergleichsweise kurz) – und das muss so sein, will man diesen Effekt messen. Deliberation ist nicht erwünscht, was ebenfalls eine Festlegung ist. Entsprechend bleibt es eine Frage der Interpretation, was vom Auftreten solcher Intuitionen zu halten ist: ist ihr Auftreten eine argumentative Stütze für bestimmte Ethiken (gemäß dem instrumentellen Einsatz solcher Dilemmas in der ethischen Debatte), oder eher ein Argument gegen solche Ethiken (wie dies beispielsweise von **Peter Singer** als Interpretation der Experimente von **Joshua Greene** vorgeschlagen wurde)? Die Festlegung, diesen (an sich messbaren) Aspekt der Ethizität des *moral agent* offen zu lassen, führt also zu Debatten, die innerhalb der ethischen Theorie geklärt werden müssen.

Experimentelle Ökonomie

Da moralisches Verhalten im Alltag zahlreiche Ausdrucksformen finden kann (in Form von Verhaltensdispositionen und -formen wie Empathie, Fairness, Kooperation, Vertrauen, etc.), ist *moral agency* auch durch die Erfassung solcher „moralnaher Verhaltensweisen“ empirisch messbar. Diese können

einerseits explizit erfasst werden (beispielsweise durch Befragungen des *moral agent*) oder aber implizit (durch das Verhalten des *moral agent* in einer definierten Situation). Von den zahlreichen Möglichkeiten soll hier nur eine Klasse von Methoden eingeführt werden, die zunehmend Anwendung finden: experimentelle Spiele, mit denen man mittels ökonomischen Anreizen das Verhalten von Spielern untersucht, um Konzepte wie Vertrauen und Kooperation zu analysieren.

Mit solchen aus der experimentellen Ökonomie stammenden Spielen sollen quantitative Aussagen über die Motive der Versuchspersonen gewonnen werden (beispielsweise messbar durch die Geldbeträge, welche in einem Spiel ausgetauscht werden). Die Struktur der Spiele erlaubt es zudem, den Effekt von Institutionen einzubeziehen – beispielsweise einer strafenden Partei. Die Spieler können nur ein einziges Mal (*one-shot games*) oder mehrfach aufeinander treffen:

■ **Diktator-Spiel:** In diesem Zwei-Personen-Spiel treten Spieler A und B aufeinander. A verfügt über einen (normierten) Betrag 1 und entscheidet, welchen Betrag $0 \leq x \leq 1$ Spieler B erhalten soll.

■ **Ultimatum-Spiel:** In diesem zweistufigen Zwei-Personen-Spiel treten Spieler A und B aufeinander. A verfügt über einen (normierten) Betrag 1 und entscheidet, welchen Betrag $0 \leq x \leq 1$ Spieler B erhalten soll. Spieler B kann x akzeptieren oder zurückweisen. Akzeptiert B, so erhält B den Betrag x und A den Betrag $1-x$. Lehnt B das Angebot ab, so erhalten beide den Betrag 0.

■ **Vertrauens-Spiel:** In diesem zweistufigen Zwei-Personen-Spiel, das man als eine Variante des Gefangenen-Dilemmas auffassen kann, treffen Spieler A und B aufeinander. Spieler A entscheidet in einem ersten Schritt über (in der Regel zwei) mögliche Varianten, wie Geldbeträge aufgeteilt werden. In der ersten Variante wird ein geringer Geldbetrag fair (d.h. *fifty-fifty*) zwischen beiden Spielern verteilt. In der zweiten Variante erhält Spieler B die Kompetenz, einen weit größeren

Betrag zwischen beiden Spielern zu verteilen. A geht mit dieser zweiten Wahl aber das Risiko ein, dass B die Wahl derart trifft, dass A weniger erhält als in der ersten Variante.

■ **Drittperson-Bestrafungs-Spiele:** Die genannten Spiele lassen sich so abwandeln, dass eine dritte Person C das Verhalten der beiden anderen Spieler beobachten und diese danach bestrafen kann, indem den anderen Spielern ein Geldbetrag abgezogen wird. Dieses *third-party-punishment* kann so gespielt werden, dass der Akt der Bestrafung für C gratis oder kostspielig ist, d.h. im zweiten Fall muss C für den Akt der Bestrafung selbst etwas bezahlen.

Derartige Experimente haben den Vorteil, dass sie vergleichsweise einfach zu realisieren sind, quantifizierbare Resultate (z.B. in Form der ausgetauschten Geldbeiträge) liefern und mit anderen Untersuchungsmethoden (z.B. Bildgebung) kombiniert werden können. Fraglich ist hingegen, inwieweit der Gehalt der Motive bei den Spielern erfasst wird. So könnte bezüglich des Motivs „Vertrauen“ beispielsweise bemerkt werden, dass in Vertrauens-Spielen eher so etwas wie Prognosesicherheit gemessen wird und den Begriff damit nur unvollständig abdeckt

Nutzung von ethischen Experimenten

Die genannten Methoden wurden in den letzten Jahren unter anderem in neurowissenschaftlicher Studien eingesetzt, die explizit moralisches Verhalten zum Gegenstand haben. Es existieren bereits mehrere Theorieansätze (explizit zu nennen sind die *Universal Moral Grammar* von **Marc Hauser**, die *Dual-Processing-Theory* von **Joshua Greene** und das *Event-Feature-Emotion-Complex Modell* von **Jorge Moll**), von denen aber keine den Status einer Theorie von *moral agency* beanspruchen kann. Auch finden sich zahlreiche Ansätze für Kritik an einzelnen Ergebnissen wie an der Theoriebildung insgesamt – sowohl von neurowissenschaftlicher als auch philosophischer Seite. Eine kritische Würdigung dieser Forschungen kann an dieser Stelle nicht erfolgen.

Es sollte aber nicht vergessen gehen, dass Forschungen in diesem Bereich durchaus das Potenzial haben, etablierte Denktraditionen in Frage zu stellen. Ein interessantes Beispiel ist die Dichotomie Emotion-Vernunft. Diese wirkt einerseits theoriebildend (z.B. im *dual-processing*-Ansatz von Greene), doch manche Experimente werden auch so interpretiert, dass diese Dichotomie entweder keine Rolle spielt (der Ansatz von Hauser) oder aber moralische Urteile nicht als Resultat eines Wechselspiels dieser zwei Komponenten angesehen werden sollte (Moll). Für diese Frage ein *experimentum crucis* zu erwarten, dürfte der falsche Weg sein. Hingegen zeigt sich hier, dass der Einbezug eines empirischen Denkens die Theoriebildung in der Ethik im Sinne einer „experimentellen Ethik“ durchaus unterstützen kann.

Interview: „Experiments in Ethics“

Kwame Anthony Appiah ist Professor für Philosophie an der Princeton Universität und Leiter des dortigen *Center for Human Values*. Zudem ist er Schriftsteller und Präsident des PED American Center. Im Frühjahr 2008 veröffentlichte er „Experiments in Ethics“, eine Übersicht über aktuelle empirische Forschungen in der Ethik, verbunden mit einer Einschätzung der philosophischen Bedeutung der Resultate dieser Experimente. Markus Christen führte das Interview mit Appiah im Oktober 2008 in New York City.

Warum schrieben Sie „Experiments in Ethics“?

Ursprünglich wollte ich ein Buch schreiben, das das Verhältnis der Ethik zu zahlreichen anderen Disziplinen beleuchten soll, beispielsweise zur Psychologie, Soziologie, Anthropologie, Literaturwissenschaften und Geschichte. Dieses doch sehr weite Spektrum wurde dann unter anderem durch Gespräche mit Joshua Knobe Joshua Greene und Jonathan Haidt – also mit Leuten, die mit psychologischen und neurowissenschaftlichen Methoden moralisches Verhalten untersuchen – eingegrenzt. Ich war sehr interessiert an deren empirischen Arbeiten über

BERICHT

die psychologischen und neurologischen Mechanismen, welche moralischen Urteilen in einer – noch genauer zu untersuchenden Form – zugrunde liegen könnten.

Unterscheidet Sie dieses Interesse von anderen Moralphilosophen?

Ich denke, ich habe eine offene Haltung zu diesen empirischen Fragen – offener als andere Moralphilosophen. Viele sind der Ansicht, dass diese Forschungen für ihre Arbeit irrelevant sind. Dies ist mit Sicherheit falsch. Gewiss gibt es auch Psychologen, welche mit einem derart empirischen Zugang zur Ethik die Moralphilosophie quasi übernehmen wollen und denken, auf die Mitarbeit von Philosophen verzichten zu können. Auch das dürfte falsch sein.

Worin sehen Sie die grösste Schwierigkeit im Hinblick auf eine „experimentelle Ethik“?

Die schwierigsten Fragen dürften sich im Rahmen einer „moralischen Epistemologie“ stellen – also wenn es darum geht, den erkenntnistheoretischen Charakter der in diesen Experimenten untersuchten Entitäten zu bestimmen. Viele der im Bereich der empirischen Ethik arbeitenden Forscher begannen als Antirealisten und sind demnach der Ansicht, normative Entitäten existieren nicht im gleichen Sinn wie Entitäten der natürlichen Welt. Ich bin aber nicht sicher, inwieweit dieser Antirealismus in Bezug auf die Ethik wirklich zutrifft, wenngleich ich sicher Sympathien dafür habe. Grund dafür ist, dass meiner Ansicht nach Menschen mehrere inkompatible Bilder über die Welt haben, je nach Kontext und je nach Problem, das es zu lösen gilt. Die Weltsicht der Psychologie entspricht nicht jener der Physik und auch nicht jener unseres alltäglichen Zugangs zur Welt. Wir können diese Sichtweisen auf die Welt weder vereinheitlichen noch die anderen zu Gunsten einer einzigen aufgeben, auch wenn wir zuweilen gewisse Weltsichten aufgegeben haben.

In der Ethik hat der kohärentistische Ansatz – also die Idee, Werte, Prinzipien und Ein-

zelfallurteile stünden in Kohärenz zueinander, was die Begründung moralischer Urteile erlaubt – derzeit einen hohen Stellenwert. Steht dies nicht in einem Spannungsverhältnis zu Ihrer These der inkompatiblen Weltsichten?

Das Problem der kohärentistischen Ethik ist, das unklar ist, was alles zueinander in Kohärenz gebracht werden sollte. So etwas wie eine „globale Kohärenz“ zwischen den oben genannten Weltsichten ist meines Erachtens unmöglich. Dann ist weiter unklar, was Kohärenz eigentlich meint. Manche halten Kohärenz für eine Form logischer Konsistenz. Doch auch das dürfte absurde Konsequenzen haben – ganz abgesehen davon, dass wir gar nicht wüssten, wie wir unsere unterschiedlichen Sichtweisen auf die Welt in eine logische Konsistenz bringen sollten. Die Rede von Kohärenz macht meines Erachtens nur innerhalb einer bestimmten Weltsicht Sinn, die für die Lösung eines mehr oder weniger klar umrissenen Problems angemessen ist. Kohärenz ist nur lokal und in Relation zu einer bestimmten Fragestellung gegeben. Unabhängig davon denke ich aber, dass wir in nur *einem* Universum leben und die Tatsache, dass es unterschiedliche Bilder des Universums gibt nicht heisst, dass es unterschiedliche Realitäten gibt – in diesem Sinn bin ich kein Relativist. Die Leute gehen aber zu rasch von der Aussage, es gebe nur ein Universum zur Aussage, es gebe nur ein Bild vom Universum.

Gehen wir zurück zur empirischen Moralforschung. Diese strebt an, so etwas wie die „moral machinery“ finden, die erklärt, wie Menschen unter definierten Umständen und bei definierten moralischen Stimuli moralisch handeln. Nehmen wir einmal an, diese „moral machinery“ sei bekannt: welche normativen Konsequenzen hätte das?

Eine mögliche Konsequenz liegt in der Befürchtung, man könnte Leute dazu bringen, durch geeignete Manipulation der „moral machinery“ zu irgendwelchen, von anderen gewünschten Urteilen zu bringen – etwa zur Aussage, es wäre moralisch absolut in Ord-

BERICHT

nung, jemanden zu foltern. Dieses Problem des Missbrauchs von Wissen erscheint mit nicht anders als in anderen Fällen, wo kausale Zusammenhänge erkannt und missbraucht werden können. Nehmen wir das Beispiel der optischen Illusionen. Das Wissen, wie solche zustande kommen, kann natürlich dazu genutzt werden, solche zu erzeugen. Das Wissen befähigt uns aber gleichermassen dazu, den Unterschied zwischen Illusion und Wirklichkeit genauer kenntlich zu machen. Soweit ich die empirische Moralforschung derzeit kenne, dürfte sie in einem ähnlichen Sinn dazu beitragen, mehr Einsicht in unser moralisches Urteilen zu erhalten, was dann wiederum unser Urteilen auf eine bessere Grundlage stellt. Soweit ich das Gebiet überblicke, sehe ich derzeit keine Ergebnisse die darauf hindeuten, dass wir den Urteilen, die unsere „moral machinery“ produziert, grundsätzlich misstrauen sollten.

Offenbar ist die Fähigkeit, Ursachen für Verhaltens- und Urteils-Dispositionen zu erkennen und in einen Begründungszusammenhang zu bringen, ein Kernelement der „moral machinery“. Das führt natürlich zur Frage, inwieweit wir diese wirklich erkennen können. Oder anders gefragt: Trägt die empirische Moralforschung nicht auch im Kern eine Vereinfachung und Verzerrung unseres moralischen Urteilsvermögen in sich?

Hier sehe ich in der Tat ein zentrales Problem – doch das ist beileibe nicht nur ein Problem der empirischen Moralforschung. Auch die Philosophie der letzten Jahrzehnte neigte dazu, die Komplexität und Vielgestaltigkeit unseres Daseins als moralisch Handelnde zu vereinfachen. Die Versuche, unser moralisches Urteilen in vereinheitlichende Theorien wie etwa den Utilitarismus oder deontologische Theorien zu erklären, bringt diese unzulässige Vereinfachung mit sich – und die Psychologen übernehmen nun gewissermassen diese Vereinfachung und suchen danach, ob Menschen nun eher wie Utilitaristen oder eher wie Kantianer moralisch urteilen. Ich aber denke, dass wir eine weit-aus differenziertere „moralische Phänomenologie“ benötigen.

Was müsste in einer solchen moralischen Phänomenologie enthalten sein?

Ich schreibe derzeit an einem Buch über „Ehre“. Ehre baut ein normatives System auf, das sich in Konflikt mit vielen etablierten ethischen wie auch religiös-normativen Theorien befindet und auch mit dem Gesetz teilweise inkompatibel ist – denken wir etwa an das Duellieren. Doch es gab in der Geschichte zahlreiche Ausprägungen von Ehre, Leute wie Adam Smith und David Hume sahen darin einen legitimen Aspekt des normativen Lebens und auch heute ist der Begriff der Ehre nicht verloren gegangen. Denken wir an den US-Präsidentenwahlkampf, wo der Appell an die Ehre beispielsweise von McCain regelmässig aufgeworfen wird – und er meint das durchaus ehrlich. Weil es eben solche Dinge wie Ehre gibt, die in vielen zeitgenössischen moralphilosophischen Überlegungen kaum eine Rolle spielen, sollten wir uns davor hüten, vereinfachende moralischen Phänomenologien als Basis für das Verständnis des tatsächlichen menschlichen Moralverhaltens zu nehmen. Gerade Moralpsychologen müssten sich mehr um diese Details kümmern – was auch darauf hinweist, dass es eben unterschiedliche Bilder der Welt gibt. Man könnte moralische Dilemmas demnach auch dadurch charakterisieren, dass sich Menschen für unterschiedliche Bilder entscheiden müssen. Nehmen wir das Beispiel von William Wilberforce, ein bedeutender Aktivist gegen den Sklavenhandel. Er dachte über das Duellieren nach, entschied für sich, dass dies falsch war und führte keine Duelle mehr, obwohl er damit in den Begriffen von damals seine Ehre verlor. Er nutzte aber das System der Ehre in seinem Kampf gegen die Sklaverei. Er war also nicht gegen Ehre an sich, sondern nur dagegen, Duellieren als Ausdruck von Ehre zu verstehen. Erstaunlich ist zudem, dass Menschen Situationen, welche die Ehre betreffen, sehr schnell erfassen und verstehen können. Alle wissen also, dass es so etwas wie Ehre gibt. Wir haben sicher wenig Wissen darüber, was uns wirklich motiviert. Doch in diesem Fall denke ich, dass Ehre ein wichtiger Teil unseres normativen Universums ist.

BERICHT

Empirische Moralforscher orientieren sich demnach zu stark an den normativen Theorien der Ethik?

Ja, zumindest war das so. Denken wir an Kohlberg. Er hat explizit gesagt, dass er sich an Kant orientiert, als er seine sechs Stufen postulierte – und er hat damit gezeigt, wie limitiert dieser Ansatz ist. Das Problem der Kritik solcher Ansätze, wie dies im Fall von Kohlberg durch Carol Gilligan geführt wurde, ist dann, dass man seinerseits ein vereinfachendes Gegenmodell aufstellt. Ich selbst verstehe mich hier nicht als „Theoriebauer“. Mein Ansatz ist vielmehr zu sagen: die Dinge liegen meist komplizierter. Ich suche die Lücken. Auch diesem Grund schreibe ich auch Romane, weil sie einen alternativen Zugang zu diesen Beschreibungen der Welt ermöglichen.

Warum hat dieses Naturalisierungsprojekt in der Moral derzeit einen derart grossen Zuspruch in der Öffentlichkeit? Will man das Gute gewissermassen in der Biologie ansiedeln?

Es hat etwas Beruhigendes, dass man denkt, das Gute sei in uns biologisch gewissermassen einprogrammiert, so dass man eine externe moralische Realität nicht braucht. Das Problem ist natürlich: auch das schlechte ist biologisch einprogrammiert. Dennoch gilt festzuhalten, dass solches Wissen – und auch viel andere Erkenntnisse aus der Sozialpsychologie, Soziologie etc. – uns darüber aufklärt, warum gute oder schlechte Dinge in der Welt passieren. Die Frage ist dann: wie nutzen wir dieses Wissen?

UNSER AUTOR:

Markus Christen arbeitet am Graduiertenprogramm für interdisziplinäre Ethikforschung des Universitären Forschungsschwerpunkts Ethik in Zürich an einem Projekt über *moral agency*.

LITERATUR ZUM THEMA:

Appiah, KA (2008): Experiments in Ethics. Harvard University Press, Cambridge.

Fischer J, Gruden S (2009): Struktur der moralischen Orientierung. Reihe Ethik interdisziplinär, LIT-Verlag, Münster (in press).

Greene J (2003): From neural 'is' to moral 'ought': what are the moral implications of neuroscientific moral psychology? Nature Reviews: Neuroscience 4: 847-851.

Haidt J (2001): The emotional dog and its rational tail: a social intuitionist approach to moral judgment. Psychological Review 108(4): 814-834.

Hauser MD (2006): Moral Minds. How nature designed our universal sense of right and wrong. HarperCollins, New York.

Mikhail J (2007): Universal moral grammar: theory, evidence and the future. Trends in Cognitive Science 11(4): 143-152.

Moll J, De Oliveira-Souza R, Zahn R. (2008): The neural basis of moral cognition. Annals of the New York Academy of Sciences 1124: 161-180.

Musschenga AW (2005): Empirical Ethics, Context-Sensitivity, and Contextualism. Journal of Medicine and Philosophy 30:1467-490

Nichols S (2004): Sentimental Rules. On the natural foundation of moral judgment. Oxford University Press, Oxford.

Schleim S (2008). Moral Physiology, Its Limitations and Philosophical Implications. Jahrbuch für Wissenschaft und Ethik 13: 51-80.

Singer P (2005): Ethics and intuitions. The Journal of Ethics 9: 331-352.

Sinnott-Armstrong W (2008): Moral Psychology (3 volumes). MIT Press, Cambridge.